

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 202.

Dienstag, 31. August.

1915.

(B. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuys.

(Nachdruck verboten.)

„Braucht der Teufel ausgerechnet auch gerade die Minacher heute hierher zu führen!“ fluchte er innerlich. Nun mußte er ihr in der Pause natürlich einen Besuch in ihrerloge machen. Wenigstens hatte er noch Zeit, sich eine Ausrede zurecht zu legen, weshalb er ohne Schwiegereltern und Braut, ja nicht mal in Gesellschaft eines Kameraden, das Theater aufgesucht. Und dann nach einem tiefen Gongschlag hob sich der Vorhang und die Szenen des Ohnethischen Schauspiels zogen an Hans Budenbach vorbei, der all die Vorgänge auf der Bühne gar nicht im Zusammenhang erfaßte. Er sah nur ein zierliches Persönchen in entzückenden kleidsamen Roben mit feinem Köpfchen und tiefen schimmernden Augen. Rostbraune dicke Wellen scheitelten sich über einer geraden weißen Stirn und ein mächtiger Knoten des Haars zog mit seiner Schwere den schönen Kopf in den Nacken. Weiße Zähne glänzten, und der kleine Mund sprach klare, klingende, zärtliche Worte und auch Worte tiefsten Hasses, tiefster Empörung. Hans Budenbach sah nur Magda Bergens Spiel, und ihre Reden schwangen sich zu ihm herüber, als wären sie an ihn gerichtet, nur an ihn. Und Hans Budenbach, der passionierte Herrenreiter Hans Budenbach, lauschte, als seien solche Worte noch nimmermehr vordem gesprochen worden, und seine Blicke verfolgten das Spiel der schönen Schauspielerin, als hinge seiner Seele Seligkeit von jeder ihrer Bewegungen ab.

Nach dem zweiten Akte kam eine größere Pause. Der Offizier begab sich zur Erzellenz Minacher, die ihn, nachdem er den obligaten Handkuß angebracht hatte, einlud, sich ein paar Minuten niederzulassen.

„Ich wundere mich, lieber Graf, Sie so allein hier zu sehen“, begann die verbindlich lächelnde Dame.

„Ja, Erzellenz, das begreife ich, und ich wundere mich, offen gestanden, selbst.“ Er tat ein wenig geheimnisvoll: „Doch, ich will mich Erzellenz anmerken. Ich hatte vormittags mit meiner Braut eine Meinungsverschiedenheit und da ich keine Lust verspürte, ins Kasino zu gehen, und um Friedel ein wenig zu ärgern, auch Sorhagens nicht aufsuchen mochte, nahm ich mir ein Billett fürs Theater“, erklärte er.

So! Die Büge würde ihm die alte Spionin sicher glauben und sie nicht mal weiter tragen, da sie dazu viel zu uninteressant war, denn Brautleute zanken sich öfters mal, dachte er befriedigt.

„Ihr Bwist mit Friedel Sorhagen ist hoffentlich nicht von Bedeutung?“ fragte Erzellenz.

„Nein, es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, um eine Bagatelle“, gab er zur Antwort.

„Das freut mich wirklich; Friedel Sorhagen paßt ja auch so vorzüglich zu Ihnen, Graf“, fuhr sie fort. „Beide treiben Sie allen möglichen Sport, Ihre Braut ist eine vorzügliche Reiterin und befundet den größten Eifer für alles, was Pfenze und Rennen angeht.“

„Gawiß, darin haben Erzellenz recht; ja, Friedel und ich passen sehr gut zusammen.“

Und als der nächste Akt begann, saß er wieder auf

seinem Platz und hatte ganz vergessen, daß es überhaupt eine Friedel Sorhagen gab. Aber eine Magda Bergen gab es, das wußte er, die war schön wie eine Märchenprinzessin, doch pulsierte warmes rotes Menschenblut in dem herrlichen Körper. Daß es so etwas Schönes wie die junge Schauspielerin gab, so etwas Betörendes, Verstrickendes, Weiches! Ihm war noch niemals so etwas in den Weg gekommen. Und die süße Stimme! Ganz warm wurde dem Artilleristen, als hätte er viertausend Meter auf „Laufbengel“ zurückgelegt, und er vergaß Zeit und Raum über dem Ton der melodischen Stimme.

Während der Vorstellung verdunkelte sich der Saal, doch die alte Erzellenz hielt ihr Glas frampfhaft vor die Augen und spähte aufmerksam hinüber zum Grafen Budenbach. Der „Güldenbesitzer“ hatte sowieso keinen Meiz mehr für sie, den kannte sie fast auswendig, so oft hatte sie ihn bereits gesehen. Graf Budenbach, der Verlobte der Komtesse Friedel, der allein die Vorstellung dieses Mährchenstücks besuchte, war ungleich interessanter. Und am allerinteressantesten war die Legende von dem Bwist mit seiner Braut, die er ihr erzählte. Und für wie dumm hielt er sie eigentlich! Väterlich, ihr solchen Bären aufzubinden! „Pour passer le temps“ saß Graf Budenbach sicher nicht so allein hier. „Was meinen Sie, beste Gneisenow, warum der Budenbach heute ins Karl-Theater gegangen ist?“ sagte die Dame in der 1. Parterreloge zu ihrer Vertrauten, dem Gesellschaftsfraulein.

Die Gneisenow wiegte bedenklich das dünn behaarte, graue Haupt und erwiderte nachdenklich: „Wenn ich mir Erzellenz gegenüber eine Vermutung aussprechen gestatten darf —“ Sie zögerte.

„Nun, nur heraus mit der Vermutung, liebste Gneisenow“, drängte die andere.

„Dann möchte ich Erzellenz darauf aufmerksam machen, daß der Graf die Bergen mit seinem Opernglas etwas zu sehr beobachtet. Sobald die Bergen die Bühne verläßt, achtet er gar nicht mehr auf die Vorstellung. Die Bergen ist ja sehr schön“, setzte sie hinzu, und langsam, fast lauernd schloß sie: „schöner als Komtesse Sorhagen!“

„Sie sind eine famose Beobachterin, Gneisenow“, lächelte Erzellenz Minacher vergnügt und gab ihrer Gesellschafterin einen scherzhaften Schlag mit dem zusammengeroßten Theaterzettel. Von nun an nahm Erzellenz ihr Glas überhaupt nicht mehr von den Augen, und da fand sie die Worte der Gneisenow voll bestätigt.

Hans Budenbach aber ahnte nichts von der Kontrolle, unter der er stand; er war froh, der flatsch-süchtigen Erzellenz eine glaubwürdige Ausrede aufgehängt zu haben.

Die Vorstellung war zu Ende; in dem riesigen Zuschauerraum flammten die Lichter auf und das Publikum schob und drängte den Ausgängen zu. Der Frühlingssakernd war so lau und milde wie der neulich nach dem Rennen, da er mit Friedel und ihren Eltern auf

der Terrasse des hübschen Restaurants in der Kaiserstraße zu Nacht gegessen. Er verspürte Durst, auch Appetit stellte sich ein. Sollte er wieder dorthin gehen? Unschlüssig stand er einige Minuten mitten auf dem Wege, da klopfte ihm jemand auf die Schultern. Geering war's, der Kamerad von der Reserve und Referendar beim Landgericht, von dem er „Hexenkind“ gekauft.

„So solo, Budenbach? Wo soll's denn hingehen?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, redete er weiter: „Ich war bei Kollege Windolf, haben zusammen fürs Examen gebüffelt. Jetzt verspüre ich Durst auf ein paar gute Schoppen; wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, kommen Sie mit in mein Stammlokal.“ Hans erklärte sich einverstanden, und nach wenigen Minuten war das Ziel erreicht. Links vom Eingang in einem Räume mit wenigen Tischen, den eine zurückgezogene Portiere von dem Hauptlokal schied, ließen sich die Herren nieder, und Geering schwatzte so viel von Pferden und Rennen, daß es ihm nicht auffiel, wie schweigend sich sein Begleiter verhielt, und nachdem er „Hexenkind“ ein langes Lob spendet, von dem Budenbach kein Sterbenswörtchen begriffen, endete er: „Ja, sie ist eine zierliche und elegante Dame!“

„Kennen Sie sie denn?“ fuhr da der Offizier auf. „Na, wissen Sie, Budenbach, Sie sind heute merkwürdig; erst starren Sie in Ihr Glas, trotzdem denke ich, Sie hören eifrig zu.“ — und nun fragen Sie mich gar, ob ich „Hexenkind“ kenne. Die Stute gehörte bis heute früh doch mir!“

Gräfin Sorhagen und Friedel beschäftigten sich mit der Ausstattungsfrage. Die Gräfin diktierte, Friedel, einen silbernen Bleistift in der Rechten, schrieb auf, wie viel Überzüge, wie viel Handtücher und Servietten die Mutter für den zukünftigen Budenbachschen Haushalt für nötig hielt. Doch ihre Gedanken wollten sich absolut nicht auf die Wäschentotierungen konzentrieren lassen, sie irrten ab, und Gräfin Sorhagen, die vollkommen bei der Sache war, schüttelte mehr wie einmal den Kopf über ihr gar so zerstreutes Töchterchen. Ja, wenn das Mädel noch richtig verliebt wäre in ihren Verlobten, würde die Zerstretheit ja begreiflich sein. Aber Friedel neigte gar nicht zu Übertreibungen, höchstens für Sport konnte sich ihre etwas lässige, zurückhaltende Natur erwärmen. Wer weiß, woran Friedel wieder dachte, vielleicht an Budenbachs neues Pferd „Hexenkind“, daß er von Geering angekauft hatte, oder an „Ladyl“, ihr eigenes Pferd. Aber Gräfin Sorhagen täuschte sich in ihren Vermutungen: Friedel dachte weder an Sport im allgemeinen noch an „Hexenkind“ oder „Ladyl“ im besonderen; Friedel dachte an Hans Budenbach, an seine stahlblauen Augen und an seine kraftvolle, schlankte Figur. Sie dachte daran, wie lieb, wie unendlich lieb sie ihn hatte, und wie wohl er ihr immer tat durch jedes seiner kameradschaftlichen Worte. Sie wollte keine Kameradschaft, Liebe wollte sie von ihm, Liebe!

Erzellenz Minacher ließ sich melden und Gräfin Sorhagen gebot dem Diener, die Dame nicht in den Salon zu führen, sondern sie zu ihnen ins Wohnzimmer herauf zu bitten.

Mit süßlichem Rächeln ran den Mund eilte die Erzellenz auf die sich erhebende Dame des Hauses zu, und Friedel die Hand reichend, meinte sie mit einem Blick auf Notizbuch und Bleistift: „Ich störe doch hoffentlich nicht?“

„Gewahre!“ beeilte sich die Gräfin zu versichern; „im Gegenteil, Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Erzellenz, um uns vielleicht mit Ihrem gütigen Rat beizustehen, wir stellen nämlich die Liste der Wäsche aufammen, die Friedel für ihren Haushalt brauchen wird.“

„Ah“, machte die alte Dame, „das ist ja riesig interessant! Wenn ich mir da einen Rat gestatten darf, möchte ich Ihnen empfehlen, beste Gräfin, die Wäsche aus der Fabrik zu beziehen und sämtlich mit eingewebtem Wappen oder Monogramm versehen zu lassen. Es

ist nicht allzu teuer und sieht sehr vornehm aus, ich könnte Ihnen da gleich eine gute Firma nennen.“

„Eine vorzügliche Idee, Erzellenz, für die ich Ihnen sehr dankbar bin“, erwiderte die Gräfin. „Dir ist's doch auch recht, nicht wahr, Friedel?“ wandte sie sich an die Tochter.

„Gewiß, gewiß, Mama“, lächelte das junge Mädchen, doch seine Augen sahen bei dieser Antwort abwesend ins Weite, so daß man gar nicht wußte, ob Friedel überhaupt die Frage richtig verstanden hatte. Auch Erzellenz bemerkte den abwesenden Blick Friedel Sorhagens und meinte mit schelmischem Fingerzucken: „Ei, ei, Kindchen, wo sind die Gedanken? Natürlich beim Schatz“, fügte sie in gleichem Ton hinzu. „Viel leicht denkt Komtesse Sorhagen gerade an den kleinen Zwist, den sie gestern mit ihrem Verlobten gehabt.“

Friedel war blaß. „Was für einen Zwist meinen Erzellenz? Ich weiß von keinem Zwist.“ Auch Gräfin Sorhagen hatte aufgehört.

„Nun, Graf Budenbach machte mir zufällig — natürlich ganz im Vertrauen — die Mitteilung, daß Sie, Kind, und er gestern vormittag in eine kleine Meinungsverschiedenheit gerieten“, antwortete die Erzellenz und fügte scherzend hinzu: „Es scheint der erste Zwist zwischen dem Brautpaar gewesen zu sein, sonst hätte ihn Graf Budenbach kaum so ernst nehmen können. Mit förmlich tragischer Miene sah er gestern abend im Theater.“

„Mein Neffe war im Theater?“ fragte die Gräfin; „mit wem denn?“

„Allein, liebste Freundin, ganz allein. Er folgte der Aufführung mit geradezu rührendem Interesse.“

„So“, machte die Gräfin Sorhagen nur und stellte keine weitere Frage mehr. Es war ihr plötzlich klar geworden, daß die böszüngige Erzellenz keine gewöhnliche Stippvisite machte, sondern mit ihrem Besuch den Zweck verband, ihnen irgend etwas zu „stecken“.

Auch Friedel mußte das erkannt haben, denn sie tat gleichfalls keine Frage mehr, und wenn ihr auch noch so viele auf den Lippen brannten.

Erzellenz plauderte gewandt von allem Möglichen, Mein Gott, so ein hübscher Stoff zur Chronique scandaleuse gibt es in einer so großen Stadt wie Frankfurt genügend, und Erzellenz war über derartige Ereignisse immer orientiert, immer auf der Höhe, immer au fait. Wenn man zu wissen wünschte, was sich etwa im Westend, zwischen Palmengarten und Hohenzollernplatz, Neues ereignet hatte, brauchte man nur sie zu fragen, das wußten Mutter und Tochter wohl.

„Doch nun muß ich gehen“, sagte Erzellenz plötzlich, auf die Uhr sehend, und erhob sich, „ich muß zur Frau Frank anproben. A propos, dabei fällt mir wieder die geistige Vorstellung ein: Die Vergen trug entzündende Toiletten; man sagt, sie sei aus guter Familie und von Hause aus sehr vermögend. Ich begreife da allerdings offen gesagt, nicht, warum sie dann zur Bühne ging; ich meine, wenn sie wirklich vermögend ist, hätte sie doch heiraten können, noch dazu mit ihrer blendenden Schönheit. Wirklich, die Toiletten gestern waren äußerst elegant und geschmackvoll.“ Sie ging ein paar Schritte, dann blieb sie einen Augenblick stehen und sagte: „Übrigens, Graf Budenbach bezeigt auch großes Interesse für hübsche Damengarderobe, denn wenn die Vergen auf den Brettern erschien, griff er zum Opernglas.“ Ganz leicht, ganz nebenächlich hatte der Satz geflungen, aber durch Friedel Sorhagens Herz ging es dabei wie ein Doldystoß. Ihr Gesicht glühte plötzlich, und Erzellenz Minacher, die mit Händedrüken und schönen Worten Abschied nahm, bemerkte mit stiller Freude: die Kugel, die sie heimtlich abgekössen, hatte gut getroffen. Kein Wunder, dergleichen war ihre Spezialität.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Die Hoffnungen sind Töchter der Wochenenden. Winter.

Pariser Rosenkrieg.

-cl- Paris, 8. Aug. (Indirekt.)

„Débochons les roses!“ Ja, es gibt Rosen, die nach den Boches riechen, die ihre Namen tragen und die „entbochiert“ werden müssen. Ein Gartenbaukünstler hat dem „Matin“ sein patriotisches Herz ausgeschüttet. In den französischen Gärten blühen Rosen deutscher Züchtung, unverkürzte, aufdringliche, schwerfällige Vier- und Sauerkrautkreuzungen aus den edlen, reinen, distinguierten, leichteren Francosen. Sinaus mit den Boches, mit der Invasion deutscher Horstkultur!

„Deutschland umschmeichelte unsere Blumenzüchter, damit es sie um so besser ausplündern konnte. Besonders bei Vereinsreisen über den Rhein ließen sich die französischen Gärtner vom hiesigen Empfang der falschen teutonischen Wieder-männer umstricken, da sie als brave Leute hinter dem Rücken nicht die Niedertracht zu entdecken wußten. Sie glaubten sich im Gegenteil verpflichtet, den deutschen Gärtnern noch bei uns große Hefame zu machen. Brachten diese z. B. nach unseren Gartenbau-Ausstellungen wahrhaft schauderhafte Bouquets oder Blumenkörbe? Dann bestreiften sie unsere Fachberichter-statter, um den guten Boches nur kein Herzleid zu verur-sachen, ihre geheimen Gedanken nicht merken zu lassen und widerwillig, aber der Höflichkeit wegen, die distillierten Auf-lauten, die sie bei uns nicht geduldet hätten, übern grünen Alee zu loben. Gewiß eine Dummheit. Aber eine Dummheit, die von vielen bei uns gemacht wurde.“

So sah man nach und nach Bochesnamen zwischen unsere Blumen gleiten. Insbesondere unsere Rosenstöcke wurden von dieser Krankheit ergriffen, schmerzlicher für sie als Läuse, Flöhe und Ausschlag. In der Tat, einen deutschen Namen, rau und bitter, der lateinischsten, sanftesten aller Eroberun-gen im Blumenreich geben, war schon an sich ein solcher Widerspruch, daß man sich gar nicht vorstellen kann, wie die-ser harmonische Widerspruch von Zivilisierten hingenommen werden konnte. Und dennoch!

Tausende von Rosenarten, in überwiegender Mehrheit der Geduld französischer Künstler zu verdanken, trugen bisher Namen, deren lateinischer Wohlklang ihnen nur zum weiteren Schmuck gereichte. Neben der „Madame...“ und dem „Monsieur...“, Benennungen, mit denen die Rosenpaten einigen Mißbrauch trieben, las man in den Katalogen: „La Perle des rouges“, „Le Souvenir de Malmaison“, „Le Soleil d'or“, „Le Lyon rose“, „La Rose du Roi“, „Ma Capa-cine“, „L'Innocence“, „Petite Ecossaise“, „Mignonnette“ usw., alles reizende Namen für reizende Blumen.

Dann kam aber eines Tages eine Rose auf, der unsere Gärtner den Namen „Frau Karl Drouchi“ zubilligten. Man erfreute sich, ich bitte, am Klang der Aussprache von „Frau Karl Drouchi“. Es ist das eine weiße Rose, etwas zu dick, zu steif, zu fleischig, aber von bewundernswürdiger Entfaltungskraft. Die „Frau Karl Drouchi“ gebär aus der Kreuzung zweier rein französischen Rosen, der „Merveille de Lyon“ und der „Madame Caroline Testout“. Wie haben es die beiden fertiggebracht, nach ihrer Vermählung sich in „Frau Drouchi“ auszunutzen? Mysterium, Geschäft, Dummheit!

Und dann erschien in unseren Katalogen „Farben-königin“, eine Bocherose, die diesmal aus unserer berühmten „La France“ hervorging! Weiter kamen „Veilchenblau“, „Frau Oberhofgärtner Singer“ („Madame la jardinière en chef de la cour Singer!!!“), „Frau Lilla Rententrod“ und die ganze Reihe deutscher Prinzessinnen, die mein Gehör aus-spricht: „Glor. princessin Victoria von Proussan“, „Grosserzögin Louise von Baden“, „Kaiserin Augusta Victoria“, „Fro Ober-objertnair Singé“, „Farbankönigin“, „Velehamblo“, die man aber, wenn man korrekt sein will, also aussprechen mußte: „Cronprinzessinne Viktoria vonne Prou-usseune“, „Gross-bhairzöguinne Louise vonne Baadeune“, „Kaiserinne Aougusta Victoria“, „Frau Lilla Rennetenntrode“, „Frau Oberhofgärtner Samguair“, „Farbeune Keunigunne“ und „Fellehernblau“. Denn solcher Art ist die Sanftheit von Deutschlands Rosen und von Deutschlands Sprache, die unse-rem Kindern die Boches aufzwingen möchten!

Hoffen wir, daß wir diese barbarischen Laute nie mehr in unseren Gärten hören! Unsere Soldaten-poilus sterben auch dafür, daß fürderhin die Rosen in Frankreich wieder das Recht erlangen, wahre Rosennamen zu tragen. . .

Mit wie viel Sachkenntnis und wie schön das gesagt ist! Phonetisch ahnungslos, hat der Gartenschauvinist manchem

luxemburgischen und belgischen Garten ein Verds angetan, von wo so viele Rosenarten mit viel unaussprechlicheren Namen gekommen sind. Rängst sind die französischen Rosarten nicht mehr die maßgebenden. — die Gärtnervereine durften schon „über den Rhein“ und nach Erfurt kommen, um bei den deutschen Rosenzüchtern nach Neuem Umschau zu halten. Immerhin, man könnte sich die Dornen dieses Rosenkriegs ge-fallen lassen, wäre die Blumensprache des Chauvinisten wenig-ger fehlerhaft. . .

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die wilden Büffel von Bielowie. Die deutschen Truppen, die jetzt die Bahnlinie Viapolst-Brest-Pilowst überschritten haben, haben nahezu dem berühmten Walde von Bielowie, der eine der seltsamsten und eigenartigsten Naturerscheinungen in ganz Europa darstellt. Während das Bielowie um-schließende Gebiet der alten litauischen Provinz Grodno bis Gestalt einer spärlich bevölkerten, zum größten Teil baum-losen Ebene hat, ist der im Mittelpunkt dieses Randstriches liegende Wald von Bielowie ein kleines eigentümlicher Art. Es ist ein echt nordischer Urwald von 50 Kilometer Länge und 40 Kilometer Breite, also 2000 Quadratkilometer Fläche in-halt. Er liegt abgesondert für sich, einer Insel vergleichbar, umgeben von Feldmarken, Dorfschaften und eben Heiden. Im Innern des Waldes finden sich nur einige wenige Ansiede-lungen der Menschen, in denen aber keine Landbauern, son-derm bloß Forstleute und Jagdbauern wohnen. Der Wald besteht zum größten Teile aus Kiefern, daneben auch aus Eichen, Birken, Fichten und Weiden. Die Bäume erreichen hier ein unerhörtes Alter, eine wunderbare Höhe und ge-waltige Stärke. Der Wald zeigt heute noch das selbe Gepräge wie vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden. Und diese Wildnis, die sich aus der ältesten Zeit bis in unsere Tage erhalten hat, beherbergt heute noch das größte Säugetier des europäischen Festlandes — den Büffel, den gewaltigen Bison. Der Bison lebt gegenwärtig nur noch hier und in einigen Waldungen des Kaukasus, auf der übrigen Erde ist er ausgerottet worden. Im Walde von Bielowie werden die Büffel durch strenge Gesetze geschützt, und wenn diese Gesetze nicht durch Jahrhunderte hindurch beobachtet worden wären, hätte der Büffel sicher aufgehört, ein europäisches Tier zu sein. Die Könige und Großen des Reiches Polen und Litauen ließen sich die Erhaltung des Bison mit Eifer ange-legen sein, und auch heute noch wird er durch strenge Vor-schriften des Jaren geschützt. Jetzt aber dringt der Sturm des Krieges bis in diese letzten Schlupfwinkel ungeländerter Natur. Noch ist das Schicksal der Büffel von Bielowie unbe-kannt. Werden sie von den Russen gefangen nach Moskau ver-bracht? Oder werden die Könige des Urwaldes in das Ge-reich der Geschichte kommen, deren dumpfes Grollen bereits bis in das Licht ihrer wilden Heimat dröhrt?

Hechten als Nahrungsmittel. Der Krieg hat uns nach allem umschauen gelehrt, was der Boden unseres Landes an Nahr-stoffen bisher ungenutzt trug. Manche beachtenswerte Vor-schläge sind in letzter Zeit zu diesem Problem gemacht wor-den. So hat neuerdings Professor Dr. Jacobi in zwei Ver-trägen, die bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen sind, die allgemeine Aufmerksamkeit auf zwei gänzlich vergessene pflanzliche Produkte gelenkt, die, in unseren Wäldern und Büschen massenhaft vorkommend, alle Eigenschaften besitzen, als Nahrung für den Menschen und als Futter für das Vieh zu dienen. Es handelt sich dabei um gewisse Flechten. Das isländische Moos und die Heideflechte. Das isländische Moos ist eine den Ärzten wohlbekannte Droge, deren Gallerte als Hustenmittel bei Brustkrankheiten früher viel verwendet wurde. Unbekannt dagegen ist seine Verwendung als Stoffs des Getreidemehles beim Backen. Der englische Polar-forscher John Franklin hat eine Heilung mit seiner Expe-dition von isländischem Moos als einzigem ihm zur Ver-fügung stehenden Nahrungsmittel sein Leben retten müssen. Als vollwertiger Getreidemehlsersatz eignet es sich durch seinen hohen Stärkegehalt von 80 Prozent. Ein Hindernis für den Genuß gab zunächst allerdings der bittere Geschmack des Mooses ab, der von dem Vorhandensein eines Bitterstoffes Cetrarin herrührt. Doch läßt sich dieser durch Abgießen mit Pottasche bösartig beseitigen. Das isländische Moos wächst nun wie man seinem Namen nach annehmen sollte, keineswegs

nur in Island, sondern es kommt auch massenhaft in Deutschland vor. Besonders Rodewälder, Heiden und Moore, auch in höheren Lagen, sind seine Lieblingsstandplätze. Jetzt, wo unsere Hochmoore von den Kriegesgefangenen arbar gemacht werden, schlägt der Verfasser vor, das Moos von den Gefangenen sammeln zu lassen und zu ihrer Verköstigung zu verwenden. Infolge seines hohen Nährwertes ist es weniger ein Streckungsmittel als ein tollwertiger Ersatz für Brotgetreide. Es kann aber auch zur Herstellung verschiedener wohl-schmeckender Speisen, wie Gallerten, Suppen und Milchspeisen, verwendet werden, wozu Professor Jacobi in seiner Broschüre alte Rezepte angibt. Die edlere Flechte, die als Nahrungsmittel für Schweine empfohlen wird, ist die Fenchelflechte, die Nenntieren fast ausschließlich als Nahrungsquelle dient. Auch diese Flechte ist in Deutschland viel verbreitet. So fand Prof. Jacobi in einem Mäurer Moore innerhalb 15 Minuten ein Kilogramm reines Nenniermoos. Der Gehalt dieser Flechte an Zuckersäuren beträgt nach Analysen 60 bis 78 Prozent. Die gemahlene Flechte wird von Schweinen, mit Wasser gemischt, gern gefressen. Es ist zu erwarten, daß diese beachtenswerten Vorschläge von Erfolg gekrönt sein werden, und daß wir aus der Not des Krieges auch für die Zeit des Friedens Früchte ernten werden.

Die dunkle Mode in London. Bereits nicht lange nach Ausbruch des Krieges verliefen Londoner Damen entrüstet ihre Schneiderin, weil diese eine besonders schöne Farbe für die Toilette nicht mehr liefern konnte. Seitdem haben sich die englischen Schönen damit abfinden müssen, auf eine bunte Pracht ihrer Kleidung zu verzichten. „Die deutschen Farbstoffe fehlen“, das ist die ständige Antwort, die die Damen auf ihr Verlangen nach besonders anziehenden und trachtenden Stoffen erhalten, und in den Schaufenstern sieht man nur noch dunklere Stoffe in „natürlichen Tönen“. „Gewert der Krieg noch lange“, so äußert sich ein Verkäufer in einer Londoner Blatt, „dann leben wir Londoner in einer Stadt von Trauertuch, und alles um uns ist dunkel und düster wie bei einem Begräbnis. Woche um Woche wird die Sache schlimmer, und bald werden wir in der Mode nichts mehr sehen als eine eintönige Gleichheit der Färbung in Damen- und Herren-Kleidung. Alles muß sich dann in Schwarz oder Weiß kleiden, und höchstens wird sich noch ein Grau oder irgendeine natürliche Farbe dazwischen wagen.“ Die Londoner Männerwelt findet sich leichter in diesen Zustand als die schönere Gesellschaft. Für die Herbstmode haben jetzt die führenden Londoner Herrenschneider die Lösung ausgegeben: dunkle Stoffe und nur diese sind wirklich modern und vornehm. Sie weisen es zwar entschieden zurück, daß bei dieser Wahl der Mangel an Farbstoffen die Hauptrolle spiele: sie wollen den Anschein erwecken, als ob sie freiwillig täten, wozu sie doch gezwungen sind. Nebenfalls bewegen sich die Modefarben der Londoner Herrenwelt noch nie in einer so dunklen Tona wie in diesem Jahr. Ein Dunkelgrau ist schon der hellste Ton, den man sich gestattet, und höchstens wird daneben noch Marineblau gebuhet. Vom Tiefschwarz bis zum Dunkelbraun herrschen sonst die trüben ernsten Töne einer farblosen Stoffwahl vor, und so werden die englischen Herren in einer durch den Mangel an Farbstoffen erzwungenen und durch die Mode befohlenen Trauertleidung die wahre Tracht angelegt haben, in der sie den gewiß nicht erfreulichen Ereignissen der Zukunft entgegengehen.

Der Krieg als Sprachschöpfer. Der große Krieg hat auch die Sprache in wunderbar vielgestaltiger Weise beeinflusst. Am schlagendsten und üppigsten zeigt sich diese befruchtende Einwirkung im Wortreich des wichtigsten Nahrungsmittels, des Brotes; zukünftige Forscher der Kulturgeschichte werden, wie Franz Kemény im neuen Heft der „Zeitschrift für das Realgeschulwesen“ an der Hand einer originellen Sprachauslese ausführt, mit Erstaunen den Einzelheiten der Brot- und Brotenfrage unserer Tage nachgehen. Unser tägliches Brot ist in Deutschland alles Mögliche, ein Reformbrot, Vollbrot, Vollkornbrot, Einheitsgebäck, Einheitsbrötchen, Schwarzweiß-rotes Kriegsbrod, Linsbrot, Blutbrot, Blut-Kartoffelbrot, Strohbrod, Himmelsbrot, K-Brot usw. geworden. In Österreich wurden Weiß- und Schwarzbrot sowie Kleingebäck durch das schwarze Roggenbrot ersetzt, während das Weizenbrot zum Kaffeekrautbrot befördert wurde. Daneben werden die verschiedensten „Brotmehlsurrogate“ herangezogen: Reismehl, Reiskartoffelmehl, Kartoffelkartoffelmehl, Malzstärkemehl,

Kartoffelstärkemehl, Strohmehl, und es wird die „Hochstaunung“ der Getreide- und Mehlvorräte angeordnet, was im Wiener Deutsch zu den schönen Wortschöpfungen Mehlfemmisär, Mehlfunde, Mehlsperre, Mehlfonferenz, Mehlfatierung und Mehlsarte führt. Außerdem wird die „Flüchtlingsspeisung“ eingerichtet, das „Nachtbadverbot“ erlassen und gegen „Nahrungsmittelpiraten“ strengstens vorgegangen. Sogar ein Brotsied ist entstanden, dessen beide Endverse lauten: „Wir wollen den Weizen strecken — Die Waffen: die strecken wir nicht!“ Groß ist die Wortfamilie der Brotarten, von denen nur das Brotartenalbum, die „Malzstärkekarten“ und der „Brotkommissionsvorsitzende“ genannt seien. Von sonstigen hierher gehörenden interessanten sprachlichen Schöpfungen hat Kemény gesammelt: Lebensmittelpiraten, Hungersnotpreise, Berliner Brotdemokratie, Kriegsspeisefarte, K-Ohmnaastil, Waffenübung des Wagens, Kriegsdienst der Rüche, Mehlspeisefrise, königlicher Kartoffelbrotgeist, Aushungerungsstatistiker und viele andere mehr, alles Ausdrücke, die dem lebendigen Sprachleben Deutschlands und Österreichs entnommen und quellenmäßig belegt sind. Es ist unter diesen Umständen nicht zuviel gesagt, daß gar viele Artikel des großen Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm, bekanntlich einer kulturgeschichtlichen Quelle ersten Ranges, einer Neubearbeitung bedürfen werden, ehe noch das gewaltige Werk, an dem jetzt das dritte Menschenalter arbeitet, zu Ende geführt ist. Vielleicht aber hilft man sich, um den Plan des Ganzen nicht zu stören, indem die „Sprachschöpfungen des Weltkrieges“ als Ergänzungsband erscheinen. Nach einem oberflächlichen Überschaue, der nur das allgemeinere Verbreitete berücksichtigt, begreifen sie sich auf mehrere hundert bisher, wie denn die hier mitgeteilten aus der Brotfamilie schon rund 4/5 erreichen. So bringt der Krieg auch den Sprachforschern dankbare Arbeit.

Der Flugapparat in der altjüdischen Sage. Der Wahrsager Bileam, der besonders durch seine vedende Gesinn bekannt geworden ist, spielt im 4. Buch Mose (Kapitel 22 bis 24) eine hervorragende Rolle. Er soll dort auf Wetreiben der Feinde der Kinder Israels diese verfluchen; er tut dies aber nicht, sondern segnet sie. Die altjüdische Sage weiß uns aber noch weit mehr von Bileam zu erzählen; dieser soll auch bereits einen Flugapparat erfunden und konstruiert haben, mit dessen Hilfe er ihm gelungen sei, aus einer belagerten Festung zu entfliehen. Im „Sephher Hachasch“, einem der ältesten erzählenden Werke des jüdischen Schrifttums, wird darüber folgendes berichtet: Der König von Äthiopien Kifanos war an der Spitze eines großen Heeres gegen den Feind ausgezogen und hatte Bileam sowie dessen beiden Söhne die Bewachung der Hauptstadt überlassen. Dem ränkevollen und ehrgeizigen Bileam gelang es während der Abwesenheit des Königs, die Bevölkerung der Stadt auf seine Seite zu bringen und sie zu veranlassen, ihn zum König auszurufen. Als der rechtmäßige König aus dem Feldzug heimkehrte, mußte er seine eigene Stadt belagern. Er starb während der Belagerung. Nun kam Moses, der sich auf der Flucht aus Ägypten befand, zufällig in diese Gegend, und er gab den Belagerten gute Ratschläge, wie sie die Festung wieder zurückerobern könnten. Sobald Bileam merkte, daß die Sache für ihn verloren sein könnte, baute er sich einen Flugapparat, über dessen Konstruktion leider die Sage nichts mitteilt. Als nun das Belagerungsheer in Befolgung der Moseschen Vorschläge die Stadt einnahm, setzte sich Bileam mit seinen beiden Söhnen auf den Flugapparat, und alle drei verließen im lähmen Fluge durch die Luft die Stadt. Bileam lenkte seine Flugmaschine nach Ägypten und gelangte dort an den Hof Pharaos, wo er mit seinen Söhnen in der Schar jener Reichen und Wunderschriftkundiger Aufnahme fand, die sich bemühten, die Wunder des Moses und des Aaron nachzuahmen. Moses aber wurde König jener äthiopischen Stadt und regierte dort mehrere Jahre. Dann aber wurde er des Königtums überdrüssig und begab sich von neuem auf die Wandererschaft, die ihn nach allerlei Fahrten schließlich nach Mibjan führte, wo er erst seine eigentliche bürgerliche Mission aufnahm. Man sieht, daß das Flugproblem nicht nur die alten Griechen beschäftigt hat, wie die Sage von Dädalos und Ikaros zeigt, sondern daß man ihm etwa zu derselben Zeit oder vielleicht schon erheblich früher auch bei den alten Juden Beachtung geschenkt haben muß.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1915.



Schein und Sein.

Mein Kind, es sind allhier die Dinge,
Wiewohl, ob große, ob geringe,
Im wesentlichen so verpackt,
Doch man sie nicht wie Nüsse knackt.

Wie wolltest du dich unterwinden,
Kurzweg die Menschen zu ergründen.
Du kennst sie nur von außenwärts.
Du siehst die Weste, nicht das Herz.

(Aus der Lebensbeschreibung Wilhelm Buschs von Möbke.)

„Tirol den Tirolern und die Tiroler dem Kaiser!“

Von Michael Kohlhaas (Fasung bei München).

Alles flirrt, flimmert, schwankt in dieser brausenden Zeit. Begriffe, Werte, Maße werden umgekrempelt wie alte Hüte. Irrtümer, die sich wie die Wahrheit geberdet, sind des Landes erwiesen; Wahrheiten, die sich trauernd von uns gewendet, kehren leuchtend zurück. Das Große wird klein und das Kleine groß. Dem Ponader Flori sein Kappl zum Beispiel — aber ich sang' lieber ganz vorn an.

Also! Der Florian Ponader, der Sohn des alten Ponader, war eines Tages schnell, ungestüm, abschließend vom Tisch aufgestanden und hatte erklärt: „Ich geh zu der Finanzwach und geh amal zu der Finanzwach!“

„Zeit lassen!“ hatte darauf der alte Ponader gesagt, der seinen Sohn und dem sein Strohpfeiler kannte, „Zeit lassen!“ und die Mutter hatte hinzugefügt: „'s ischt mit dem Studieren nichts gwest, 's ischt bei der Uhrmacherei nichts gwest, 's ischt bei der Kaufmannschaft nichts, es wird auch bei der Finanzwach nichts sein.“

Was fragt aber einer, der sich vermessen hat: „entweder zu der Finanzwach oder es geschieht ein Unglück!“, nach väterlicher Beschwichigung und mütterlichem Vorhalt? Er setzt einfach sein Hüftl auf, ein bißl wienerisch, reicht der Mutter die Hand über den Tisch, will sie auch dem Vater geben, der sie aber ausschlägt mit den Worten: „Balli, narrischer!“ und tritt bei der K. K. Finanzwach ein. Nicht lang darauf läßt dann die Frau Ponader einen schmalen Goldrahmen herumziehen um die Photographie eines Finanzwachaufsehers (ganze Figur mit Käppi, das Käppi schief gegen das rechte Ohr zu) und hängt das Bild dem Kanapee gegenüber auf, damit sie es immer vor sich hat, wie sie sagt, und der alte Ponader erpliert den Stammgästen des Bräustübls an der Hand der dortigen Wandkarte, daß da, wo jetzt sein bider Zeigefinger, die Finanzwachstation seines Sohnes ist, und es kann sein, daß der Posten schon ins Kärntnerische gehört. Aber ganz fest steht es nicht, so verträuchelt ist nämlich die Karte. Auf jeden Fall: die italienische Grenze ist keine 5 Minuten weit weg davon.

Dort nun stand justament in dem Augenblick, als zu Wien der italienische Botschafter die Kriegserklärung Italiens übergab, der Ponader Florian mitten auf der Bergstraße und sagte zum K. K. Finanzwachrespizienten Tschurtschenthaler, der aus einem Parterrefenster des Stationsgebäudes herausrauchte, ganz gelassen: „Aber heut macht's wieder warm, Herr Respizient!“, wobei er sich mit dem Sacktüchl den Kopf abwischte

und in der anderen, herniederhängenden Hand sein K. K. Finanzwachkappl hielt.

Da aber trat ein Ereignis ein, das weder der italienische Botschafter in Wien noch der Ministerpräsident in Rom vorausgesehen hatte, obwohl es vom Schicksal dazu ausersehen war, Italiens Herrscher und Volk auf das überzeugendste für die Kriegspolitik des Ministeriums einzunehmen. Der Hund des Herrn Respizienten nämlich, das Mistvieh, hatte die Untugend, es absolut nicht mitanschaun zu können, daß einer seine Kopfbedeckung in der Hand trage, sondern sofort darauf loszustürzen, sie dem Arglosen zu entreißen und gestreckten Laufs damit zu verschwinden. So auch jetzt. Wie er den ihn so erregenden Vorgang hatte beobachten können, ist nicht mehr aufzuhellen; genug, er fuhr auf einmal aus jenem Parterrefenster heraus, hart an seinem Herrn vorbei, dem er noch schnell mit dem linken Hinterfuß die Pfeife aus dem Mund schlug, tat einen Schnapper am Ponader Florian hinauf und — Azorl und Kappl adje. „M—ei Pfei—fen!“ stotterte der Herr Respizient, „mei Haubent!“ schrie der Ponader Florian. Mehr brachten sie nicht heraus, starrten nur dem Schindluder nach, das alsbald gegen die italienische Grenze zu verschwand. Dort aber begegnete dem Azorl die K. K. schwarze Finanzwachlake, die eben mit einer Maus im Maul aus dem gemeinsamen nach dem unerlösten Italien zurückkehrte. Die Verhaßte sehen und sie attackieren, war für den Azorl so selbstverständlich wie für die Lake die Flucht in das italienische Mauthäusl. Dabei ließ sie die Maus und der Hund das Käppi fahren und das eben ist das Ereignis von jener weittragenden Bedeutung.

Denn während die österreichische Grenzwatche einem unmittelbar darauf erhaltenen Befehl zufolge mit Sad und Pak und Weib und Kind abzog und so dem Finanzwachaufseher Ponader keine Zeit mehr für Nachforschungen nach seiner Dienstmühe blieb, rückte ein Bataillon italienischer Alpenjäger bis an jenes Mauthäusl vor, und dort fand diese Elitetruppe unter der Haustür dem Ponader Flori sein mütterseelenalleiniges Kappl — die erste Trophäe in dem kaum erst begonnenen Krieg. Evviva! In einem feurigen Tagesbefehl sprach der Kommandeur der stolzen Truppe seine persönliche Anerkennung und den Dank des Vaterlands aus, feierte die neunhundert Mandl als die glorreichen Nachkommen des Eroberers Julius Cäsar und nannte das verschwitzte Kappl ein Unterpfand des Sieges und der Hoffnung. Im Wärendel zu Innsbruck, beim Kappenmacher Stoßwender, hatte es der Florian um eine Krone fünfzig Heller gekauft.

Weil indes das Vorrücken im Krieg eine ungewisse Sache ist und bleibt, und auch das Stehenbleiben oft recht dumm ausgehen kann, so zog sich am nächsten Morgen die gesamte Nachkommenschaft wieder dahin zurück, woher sie gekommen war, und gleich hinter dem Major, auf einer Bajonettspitze, wurde dem Ponader Flori sein Kappl getragen. O Gaius Julius Cäsar!

Im Quartier des Regiments dann neue Verherrlichung des Erfolgs. „Augen rechts!“ kommandierte der Oberst vor der langen Front seiner Alpini, und da stampfte auch schon vom rechten Flügel der älteste Unteroffizier des Regiments daher, das Gewehr geschultert, das Seitengewehr aufgespiant und auf dem Seitengewehr — dem Ponader Flori sein Kappl. Die Musik schmetterte den Fahnenmarsch, das Regiment präsentierte, die Fahnen senkten sich, der Oberst, keines Wortes

mächtig vor Ergriffenheit, umarmte und küßte den schmauzhäftigen Korporal und über das Paradesfeld lachte die Sonne, — weil sie in ihrer Güte überhaupt immer lacht über Italien, oder weil das Kappl einen verborgenen Fehler besaß und eben deshalb nur eine Krone fünfzig gefosset hatte. Wer könnte es sagen?

Der Triumphzug aber ging weiter: vom Regiment zur Brigade, von der Brigade zur Division, von der Division zum Korpskommando und zuguterletzt gar bis nach Rom, wo auf einmal das Kappl, von einer bachantischen Menge eskortiert, vor dem Königspalast eintraf, ja sogar — und es wußte selbst nicht wie — bis auf den Balkon gelangte, wo, an der Spitze der königlichen Familie, der König stand, und zwar, damit, über die Altanbrüstung hinweg, er sein Volk und sein Volk ihn sehen konnte, auf den Beinen. So streng ist dieser Monarch in Erfüllung seiner konstitutionellen Pflichten gegen sich selbst. „Aus den Tiefen des Ruhms“, sprach er jetzt, „hebe ich dieses Zeichen an den purpurnen Tag, der über dem Vaterland ausgegangen ist“, und damit ergriff er das Unterpfand des Sieges und der Hoffnung und schwenkte es über dem Balkanbort. Da brach eine Sturmflut patriotischen Hochgefühls und kriegerischen Freudentaumels los, brandete, alles mit sich reichend, von der Straße die Häuser hinauf, wallte, alles in sich verschlingend, von den Dächern auf die Straße zurück und warf als schäumenden Wogenrösch zum Himmel empor den tausendstimmigen Schrei: „es lebe der Krieg!“ „Es ist . . .“, rief der König, immer noch das Siegeszeichen schwingend, „es ist . . .“ Doch immer wieder aufs neue erstickten die Fluten der Volksbegeisterung seine Stimme, also, daß es dunkel bleibt, was dieser Fürst an seines Landes Schicksalswende noch alles sagen wollte, dunkel und rätselvoll, bis dereinst die unbestechliche Geschichtsforschung als Zeugnis seiner Wahrheitsliebe die Worte entschleiern wird: „Es ist dem Ponader Flori sein Kappl.“

Die Dichter italienischer Zunge hielten die Weishestimmung, die Photographen der Nation das Bild der Stunde fest. Eines davon kam auf seinem Flug durch die Welt auch der Frau Ponader zu Gesicht, und lange betrachtete sie es. „Schau“, sagte sie endlich zu ihrem Mann und wies auf das Ding in der Hand des Königs, „ist jetzt das mit allurart wie unserm Flori sei' Hauben?“ Der alte Ponader aber in seiner Bescheidenheit erwiderte: „Geh weiter, der Stoßwender im Vorengang hinten macht doch seine Kappl für seine Königs' nit!“, nahm Hut und Stock und suchte seinen Stammtisch auf.

Zur selbigen Stunde begab sich an der Südgrenze folgendes: Eine österreichische Streifpatrouille stieg vom Hochgebirg ins Tal. Voraus ein Trupp gefangener Alpini, dann auf einer Tragbahre aus Nichtenstämmchen ein Verwundeter, zuletzt wieder Soldaten.

„Ob er wohl wieder wird?“ sagte einer davon. „'s wär woltern schad drum.“

„Glaub's nit“, meinte ein anderer. „Drei Finger neben dem dritten Brustknopf — da wirst nimmer leicht.“

„Ist der Sollarer Franzl auch wieder worden in den Karpathen drein und hat noch einen Kopfschuß dazu g'habt!“

„Der Sollarer war aber nit von der Finanzwach; der Franzl ist doch seiner Lebtag Landeschütz.“

„Das sell bleibt sich in dem Fall gleich.“ Und dann gingen sie wieder schweigend an den Wänden hin, einer hinter dem anderen.

Nach einer Weile huben sie abermals an: „Siebenzig Italiener und mir bloß etliche zwanz'g!“

„Und nit einer davon 'kommen!“

„Und das ganze Bloßhäusl in d' Luft!“

„Wenn er wieder wird, die silberne Medall kann ihm gar nit aus.“

„Die silberne? Für ein solches Stück? Direkt in Rücken vom Feind hinein! Und freiwillig! Freiwillig sich dazu erbieten!“

„Weil er sein Kappl, hat er g'sagt, wieder kriegen möcht.“

„Und weil man, hat er g'sagt, es der Bande z'wissen machen muach, wo Tirol angeht. Mein Lieber, — daß da halt grad die goldene lang!“

„Und i wett; er hat nit an die silberne und nit an die goldene denkt. Es tut in der Zeit halt ein jeder seine Schuldigkeit. Der so und der so. Kennet ich die Weg und Steig so gut wie die von der Finanzwach, hält' ich Enß g'führt und kennet sie von Enß einer, hält' 's der 'tan.“

„Dös sell woll.“

„Dös ischt allerweil g'wis.“

„Baar' nit schlecht, wann da oaner sich drudet.“

„Dös sell gib't ja überhaupt nit.“ Und so gaben sie der Reihe nach ihre Meinung kund.

Darüber war der Zug mit dem schwächer und schwächer werdenden Blessierten bis auf die schmale Hochfläche heruntergekommen, hart über dem Tal, das sich nur gegen Westen öffnet, für den sanften Nachtwind und das breite Abendrot. Und so weit war es jetzt mit dem Tag und mit dem Mann auf der Fichtenbahre. Sie setzten ihn auf den Rasen nieder, um mit anderen im Tragen zu wechseln. Er schlug die Augen auf und sein Blick ging müde die Umstehenden entlang.

„Mit ein einziger fehlt uns“, sagte der Führer. „Nur bloß den Stürzinger hat's ein bißl am Kopf derwischt und den Vachleitner an der Achsel. Aber sechsundvierzig Kachelmacher“ — so nennen nämlich die Österreicher die Italiener wegen ihres aufgeregten Geberdenspiels —, „steigen mit uns ab und vierundzwanzig sein liegen blieben und stehen auch nimmer auf. So ebbs war noch nit da. Mir sagen halt“, und er reichte dem Mann auf der Bahre die Hand, „mir bedanken uns recht schön.“

Der Verwundete lächelte und wollte sprechen; es fiel so schwer.

„Was mögst?“, fragte der Führer und beugte sich über ihn.

Der Mann flüsterte in abgerissenem Zusammenhang: „Einen Gruß an die Mutter — und an Vatern und — 's ischt doch recht g'west — bei der Finanzwach.“ Er rang nach Luft und schien die Befinnung von neuem zu verlieren. „Sie kommen nit herein, nit — herein, — gar nie nit — herein —“. Dann fielen ihm die Augen zu und der Tod streckte die Glieder des Sterbenden. Der hielt sich, als wollte er noch nicht fort aus der Welt, an einem Grasbüschel ein. Sachte lösten ihm die Soldaten die Hand, nahmen die Bahre auf und trugen sie schweigend ins Tal hinab, im sanften Wind, im breiten Abendrot.

Noch in der Dämmerung begruben sie ihn. Die ersten Sterne funkelten darüber, die friedlichen Bäume flüsterten dazu, und weil die Mutter ihm nichts Liebes mehr tun konnte, so legte die Nacht ihren weichen Samtmantel dem Ponader Flori über sein Grab.

In die frische Erde hatten die Soldaten ein Kreuz gesteckt und an dem Kreuz eine Tafel angebracht: „Tirol den Tirolern und die Tiroler dem Kaiser!“ Dann waren sie weitergezogen.

Krankenpflege auf dem Lande.

II.

Was die Herkunft der Schwestern anlangt, so hat naturgemäß unser Wiesbadener Mutterhaus Paulinenstiftung den Hauptanteil, nämlich 71 Schwestern auf 47 Stationen. Es ist fast in allen Dekanaten vertreten und unterhält im Dekanat Biedenlopf 5 Stationen mit 8 Schwestern, im Dekanat Gladenbach 6 Stationen mit 8 Schwestern, im Dekanat Cronberg 7 Stationen mit 12 Schwestern, im Dekanat Diez 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Herborn 2 Stationen mit 2 Schwestern, im Dekanat Homberg 2 Stationen mit 4 Schwestern, im Dekanat Jostein 4 Stationen mit 5 Schwestern, im Dekanat Kirberg 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Langenschwalbach 1 Station mit 2 Schwestern, im Dekanat Limburg 2 Stationen mit 2 Schwestern, im Dekanat Marienberg 3 Stationen mit 4 Schwestern, im Dekanat Nassau 3 Stationen mit 3 Schwestern, im Dekanat Nastätten 1 Station mit 3 Schwestern, im Dekanat Usingen 1 Station mit 3 Schwestern, im Dekanat Wallau 2 Stationen mit 3 Schwestern, im Dekanat Weisburg 1 Station mit 2 Schwestern, im Dekanat Wiesbaden (Land) 5 Stationen mit 8 Schwestern.

Das Frankfurter Mutterhaus, das früher namentlich im Distrikt arbeitete, hat nach und nach seine Schwestern zurückgezogen und die Arbeit an das Paulinenstift abgetreten. Es zählt jetzt nur noch im Dekanat Cronberg 1 Station mit 3 Schwestern, im Dekanat Herborn 5 Stationen mit 9 Schwestern, im Dekanat Nassau 1 Station mit 2 Schwestern.

Ebenso hat das Mutterhaus in Bern, dessen Schwestern

stern im Hinterland noch in sehr gutem Andenken stehen, seine Gemeinbarkeit eingeschränkt. Immerhin steht es noch, was die Anzahl der Stationen und Schwestern angeht, an zweiter Stelle. Es hat Befehl im Dekanat Cronberg 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Diez 3 Stationen mit 3 Schwestern, im Dekanat Homburg 3 Stationen mit 3 Schwestern, im Dekanat Langenschwalbach 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Nassau 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Limburg 1 Station mit 4 Schwestern, im Dekanat St. Goarshausen 1 Station mit 2 Schwestern, im Dekanat Selters 2 Stationen mit 4 Schwestern, im Dekanat Udingen 5 Stationen mit 1 Schwester, im Dekanat Wiesbaden (Land) 3 Stationen mit 11 Schwestern, zusammen 21 Stationen mit 37 Schwestern.

Von sonstigen auswärtigen Diakonissenmutterhäusern sind in unserem Bezirk noch vertreten: Elisabethenstift Darmstadt im Dekanat Gladenbach (1 Station mit 1 Schwester), Mutterhaus Kreuznach im Dekanat Cronberg (1 Station mit 1 Schwester), Mutterhaus Rassel-Weilheiden im Dekanat Idstein (1 Station mit 1 Schwester); Mutterhaus Halberstadt im Dekanat Nassau (1 Station mit 1 Schwester) und Mutterhaus Witten im Dekanat Selters (1 Station mit 1 Schwester). Der Zimmerische Diakonieverein, der durch seinen Gründer (Professor D. W. Zimmer, früher am theologischen Seminar in Herborn), mit Nassau verbunden ist, unterhält nur im Dekanat Herborn 2 Stationen mit 4 Schwestern.

Dem Anteil gegenüber, den die Mutterhäuser auf evangelischer Grundlage an der ländlichen Krankenpflege in Nassau haben, tritt die Tätigkeit der interkonfessionellen Organisationen und freien Vereinigungen stark zurück. Schwestern des Roten Kreuzes sind tätig im Dekanat Cronberg auf 2 Stationen mit 3 Schwestern, im Dekanat Langenschwalbach auf 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Marienberg auf 4 Stationen mit 4 Schwestern, im Dekanat Selters auf 1 Station mit 1 Schwester.

Das Viktoriahaus (Berlin) hat im Dekanat Cronberg 1 Station mit 2 Schwestern, das Philanthropie (Frankfurt) im Dekanat Herborn 1 Station mit 1 Schwester, der Bethanienverein im Dekanat Cronberg 2 Stationen mit 2 Schwestern, das Clementinenheim (Frankfurt) im Dekanat Homburg 1 Station mit 1 Schwester. Hilfschwestern sind angestellt: im Dekanat Diez auf 2 Stationen mit 2 Schwestern, im Dekanat Idstein auf 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Nassau auf 1 Station mit 1 Schwester; freie Schwestern im Dekanat Gladenbach auf 2 Stationen mit 2 Schwestern, im Dekanat Cronberg auf 3 Stationen mit 3 Schwestern, im Dekanat Nassau auf 4 Stationen mit 4 Schwestern, im Dekanat St. Goarshausen auf 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Selters auf 1 Station mit 1 Schwester, im Dekanat Udingen auf 2 Stationen mit 2 Schwestern, im Dekanat Weilburg auf 2 Stationen mit 2 Schwestern und eine Johanniter Schwester im Dekanat Wiesbaden (Land).*)

Eine Bemerkung möchten wir zum Schluß nicht unterdrücken. Es ist ein segensreiches Werk und eine verheißungsvolle Arbeit, in die wir einen Einblick getan haben. Zweifellos kann und muß es noch weiter ausgebaut werden. Aber bei allen Vorzügen stößt man immer wieder auf eine große Schwierigkeit: es fehlt an Kräften. Die Geldmittel zu beschaffen, ist durch die Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln — gib: doch der Bezirksverband allein jährlich mehr als 21 000 Mark für diesen Zweck her — wesentlich erleichtert; aber eine tüchtige Schwester zu finden, ist oft sehr schwer. Der nächste Weg ist noch immer der Anschluß an ein Mutterhaus, weil auf diese Weise die ständige Besetzung der Station am besten gesichert ist. Soll die Arbeit noch weiter ausgedehnt werden, so wird man auch darauf bedacht sein müssen, geeignete Kräfte für den Beruf zu finden. Sie sind da, sie müssen nur willig gemacht werden. Daß dabei unser Wiesbadener Mutterhaus in erster Linie in Frage kommt, ist selbstverständlich. Es dient unserem Bezirk nach Kräften mit seinen Schwestern und hat darum auch zu allererst Anspruch auf Unterstützung. Der Aufschwung, den es genommen hat, hat alle Erwartungen weit übersteigen. Und es ist erfreulich, daß von den 150 Schwestern, die es jetzt zählt, zwei volle Drittel (genauer 107) aus unserem

Bezirk stammen, darunter allein ein Viertel (29) aus dem Hinterland. Aber auch die Ansprüche wachsen, und es wird darum auch den Gemeinden zugemutet werden dürfen, daß sie dem Mutterhaus geeignete Kräfte senden, damit es allen Ansprüchen genügen kann.

S. H.

Heldenehrung und Denkmalgrenel.

Die Errichtung dauernder Grabmäler für unsere gefallenen Krieger hat bereits hier und da begonnen, auch eigentliche „Denkmäler“ werden schon an einigen Orten geplant. Unerfülltes Kraftbewußtsein drängt dazu, schon jetzt Aufgaben anzupacken, deren befriedigende Lösung im Grunde erst von der Zeit der wiedergewonnenen Ruhe und Sammlung zu erwarten ist. Gewaltige Verpflichtungen aller Art legt uns der Krieg für Gegenwart und Zukunft auf, von Tag zu Tag steigen sie mit der Zahl der Opfer: Fürsorge für die verstümmelten Krieger, für die Hinterbliebenen, würdige Ehrung der Toten und Ausbau unserer mit so heldenhafter Hingabe und unermesslichen Opfern verteidigten deutschen Kultur. Aber auch wenn der Nietenkampf uns vollen Sieg und reiche Ernte bringt, bleibe uns laute Überchwänglichkeit und selbstgefällige Überhebung fern. Gewiß haben die Toten wie die Heimkehrenden ein Recht auf Dank und ehrenvolles Gedächtnis, und wir alle wünschen, daß es ihnen in würdigster Form zuteil werde. Aber das ist nicht unsere einzige und eiligste Aufgabe. Schwerer und dringlicher ist, wie die im Feld Stehenden uns selbst schon wiederholt gemahnt haben, unsere Fürsorgepflicht für die Kranken und Verstümmelten, für die Witwen und Waisen.

Stellen wir demzufolge die reinen Denkmalaufgaben und äußerlichen Ehrungen zunächst zurück, so werden wir mit solcher Vorsicht zugleich der Ausreifung reiner künstlerischer Pläne dienen. Es ist selbstverständlich, daß wir die fabrikmäßige Denkmalsherstellung und Denkmalssetzung, deren Zeugen von den letzten Kriegen her unsere Augen heute auf Schritt und Tritt beleidigen, um jeden Preis verhindern müssen. Wie wir in dieser Hinsicht auf der Hut sein müssen, zeigen gewisse Nachrichten, nach denen z. B. ein Denkmalsfabrikant bereits fertige Denkmalsstücke mit nach Wahl aufschraubbaren Helmen für billige Reiterdenkmäler, Vorschläge für den Bau von „Heldentürmen“ mit Germaniafiguren in überlebensgröße und Dufenden von Büsten von Geistes- und Kriegshelden „mit Namen und allen wissenschaftlichen Daten in Goldschicht“ anpreist. Verschiden, doch gleichfalls recht geschmacklos nimmt sich dagegen der Beschluß einer Gemeindeverwaltung aus, sämtliche Gräber auf ihrem Kriegerfriedhof mit schwarzweißen Porzellannamektafeln in Form des Eisernen Kreuzes zu belegen.

An Denkmälern im alten, engumgrenzten Sinne haben wir mehr als genug, und es wäre zu wünschen, daß diese bisher vorwiegend künstlerische Erkenntnis angefaßt all des unsäglichen Kriegerelends zu einer allgemein reiferen und innerlicheren Auffassung des Denkmalsbegriffs führe, die die Ehrung nicht nach der Menge der Denkmäler abschätzt, sondern nach ihrer inhaltlichen Vollendung. Nicht jede Gemeinde, schreibt Architekt Behse in der Zeitschrift „Concordia“, braucht ein Denkmal, am wenigsten auf dem Marktplatz oder am Bahnhof, wo es maßstäblich und inmitten des geschäftigen Treibens meist wirkungslos bleiben muß. Und wo man auf dem Friedhof oder an sonst geeigneter Stelle ein Ehrenmal für die Kämpfer dieser großen Zeit errichten will, kann es ebensogut in einem einfachen Architekturstück, etwa einem mauerumschlossenen Sitzplatz, oder in einem Findlingsblock, einer Baumgruppe oder in einem schönen Aussichtspunkt oder Ehrenhain in der Umgebung bestehen. Läßt sich in solcher Weise mit dem Denkmalsgedanken ein Genuß- oder Ruhewert verbinden, wie z. B. auch bei einem Gedächtnisbrunnen, so wird das Werk sicher der ganzen Bevölkerung für alle Zeit vertrauter gemacht, als dies bei dem schönsten Morddenkmal jemals zu erreichen ist. Es ergeben sich fast unbegrenzte Möglichkeiten, und unter ihnen das Rechte herauszufinden und den örtlichen Verhältnissen entsprechend auszugestalten, ist Sache berufener Künstler. Deshalb soll man alle Denkmalsfragen, auch wo man zunächst nur an ein gemeinsames Mal für die Toten denkt, jetzt wohl erwägen, aber nicht einknüttig entscheiden oder gar schon in Angriff nehmen, während man sich über die gemeinsame Anlage der Grabstätten und den Schmuck der einzelnen Gräber baldigst Klar werden muß, um

*) Über die Besetzung von einer Station im Dekanat Herborn (1 Schwester) und von zweien im Dekanat St. Goarshausen (3 Schwestern) liegen keine Angaben vor.

Mißgriffen vorzubeugen. Man vergesse nie: auch das ist Vaterlandsliebe, wenn wir uns mit neuen schlechten Denkmälern verschöneren.

„Dorf-Museum“.)

Was wir unter „Dorf-Museum“ verstehen, ist sicherlich eine vortreffliche Einrichtung. Neben die Kirche, als den religiösen Mittelpunkt, die Schule, als den der Heranbildung der Jugend, das Ortsschulzenamt — oder wie es sonst heißen möge —, als den Mittelpunkt der Verwaltung, das Gemeindehaus, als den der Fortbildung und Unterhaltung der Erwachsenen, soll ein Gebäude oder ein Raum treten, in dem alles vereinigt wird, was dem heutigen Geschlecht zur Lehre über seine Vergangenheit dienen und was ihm ehrwürdig sein soll.

Denkmäler der Natur sowohl wie der Geschichte bleiben am besten da, wo sie gewesen sind, wo sie hingehören. Müssen sie indes der rasenden „Zivilisation“ doch weichen, wird ihnen der Boden unter den Füßen weggenommen oder stehen sie sonst in der Gefahr der Verwahrlosung und des Untergangs, so mögen sie in dem Museum Unterkunft finden, gleichsam aufgebahrt werden, sowie in den Gemälde- und Bildwerksammlungen Werke von überall her, aus der Umgebung, als ihrem notwendigen Rahmen gerissen, gleichsam entwurzelt, nebeneinander aufgestapelt werden: eine Art Leichenkammer der Kunst, in die nur die innere Ergriffenheit und die lebendige Begeisterung des Beschauers neues Leben hineinbringt.

Sodann gehört in ein solches Museum alles, was in der Ortschaft oder Landschaft eigenartig war und noch ist. Es spiegelt ebenso deren Verdegang durch die Jahrhunderte wider wie den der Dinge und der Geschlechter. Zu dem Zweck sei es mit Bildern, Urkunden und anderen Erinnerungszeichen reichlich versorgt; auch scheinbar Kleines, Unerhebliches gewinnt im Zusammenhang seine Bedeutung. Die Persönlichkeit sozusagen des Orts und der Gemeinde spiegelt sich in der Sammlung wider; desgleichen die der Familien und Sippen.

Der Segen wird ein doppelter sein. Das lebende Geschlecht wird mit Stolz und Selbstbewußtsein auf alles zurückblicken, was die früheren geleistet haben und gewesen sind; es wird sich mit der der Vergangenheit geschuldeten Ehrfurcht erfüllen.

Es wird auch über manches Leiden der Zeit trostvoller hinwegkommen, wenn es sieht, wie viel auch in der „alten, guten Zeit“ zu tragen gegeben ist.

Buzweit wird man lernen, eifersüchtiger über dem Er-eigenen, Heimischen zu wachen, das man nicht um des „Modernen“ willen — oft ist es das Moderne — mißachten und abtun dürfe: „dieses ist unser, so laßt es uns halten und so es behaupten“. Und es wird zugleich zwischen den einzelnen Gemeinden ein heilsamer Wettstreit entstehen; jede wird es der anderen an Vollständigkeit und Schönheit solcher „Museums“ zuborzutun suchen.

Aus diesem Grunde sind die Grenzen eng zu ziehen. Man beschränke sich auf die engere, die ganz enge Heimat; das einer ganzen Landschaft, einer Provinz Angehörige gehört mehr in die Sammlungen der Städte, die deren Mittelpunkt sind.

Manches mehr läßt sich sicherlich beibringen, um den Fingen, ja die Notwendigkeit eines solchen „Dorf-Museums“ zu begründen. Am besten wird es wohl dem Gemeindehaus oder der Schule angegliedert, um so zugleich dem Unterricht und der Anregung von alt und jung leichter nutzbar gemacht zu werden.

Die Verwaltung und Aufsicht aber würde wohl der Regel nach am besten in die Hand des Pfarrers oder eines Lehrers gelegt.

Also nochmals, eine vortreffliche Sache. Aber erhebt sich nicht ein berechtigtes Bedenken gegen den Namen, den man ihr geben will? Was soll unsere ländliche Bevölkerung mit einem „Museum“? Ist der Name schon in der Stadt nicht sehr volkstümlich, so noch weniger auf dem Land. Die „Gebildeten“ verstehen ihn, die mit den neun griechischen Mäusen vertraut sind, nicht die einfachen Kinder des deutschen Volkes, die darum doch recht gewandt und so gelehrig sein können.

*) Aus der von Heinrich Sohnrey herausgegebenen Sam-monatschrift für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege: „Das Land“ (Verlag von Trovitsch u. Sohn, Berlin SW.).

Der Name aber ist nicht unwichtig; richtig gewählt, wird er die Sache fördern, im Gegenteil ihr abträglich sein.

So suche man lieber einen anderen Namen. Ich schlage vor „Gemeinde- oder Dorfhalle“ oder auch „Heimatshaus“. Professor Dr. Paul Förster.

Kriegsbriefe und Kriegstagebücher.

Der „Verein für nassauische Geschichte- und Altertumskunde“ veröffentlicht in der Doppelnummer 1 und 2 seines Organs, der „Nassauischen Heimatblätter“, einen Aufruf zum Sammeln von Kriegs-briefen und Kriegstagebüchern, den wir der ganz besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen. „Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe unserer Krieger sind“, so heißt es u. a. in dem Aufruf, „in ihrer Unmittelbarkeit und Absichtslosigkeit der echteste Ausdruck des Volksempfindens und damit die lautere Quelle für den künftigen Schilderung dieses Weltkrieges. Aber flüchtig ist oft ihr Dasein. Im besten Fall bewahren sie liebevolle Hände noch ein Menschenalter hindurch; achlos werden sie dann zur Seite gelegt, vergilben, verkommen, und niemand ahnt ihren Wert. Das darf nicht geschehen; wir müssen sammeln und aufbewahren, was wir davon erhalten können. Schon hat man an verschiedenen Stellen in der Nähe und Ferne zum Sammeln aufgefordert. Auch der „Verein für nassauische Altertumskunde“ wendet sich an alle Bewohner unseres Landes, die über Schriftstücke der genannten Art zu bestimmen haben, mit der Bitte, sie ihm zur Verfügung zu stellen. Sie sollen im Archiv des Vereins bei den hier schon vorhandenen Tagebüchern und Kriegsbriefen aus älterer Zeit für die Zukunft wohl aufbewahrt und durchaus nach der Bestimmung ihrer Eigentümer behandelt werden... Wohl wissen wir, daß man sich heute noch nicht überall von den Urschriften trennen möge, die oft die letzten Andenken an einen teuren Toten sind; darum sind uns auch gute, zuverlässige Abschriften erwünscht, und wenn der Besitzer sie nicht selbst anfertigen kann, sind wir bereit, sie anfertigen zu lassen und die Urschriften zurückzugeben. Liegt uns auch daran, besonders Briefe und Tagebücher von nassauischen Landseuten zu erhalten, so wollen wir uns doch keineswegs auf sie beschränken: wir möchten vielmehr in unserem Lande eine Stelle schaffen, an der Briefe und Tagebücher von Kriegsteilnehmern überhaupt gesammelt werden. So bitten wir denn alle Besitzer von Schriftstücken der gedachten Art herzlich, durch ihre Überlassung unser Vorhaben zu unterstützen und damit an ihrem Teil dazu beizutragen, daß der künftige Geschichtsschreiber die wahre Gesinnung und die treibenden Kräfte in unserem von den Feinden als barbarisch verführten Volk klar erkennt. Zusendungen und Mitteilungen über Briefe erbitten wir an das Sekretariat des „Vereins für nassauische Altertumskunde“, Wiesbaden, Friedrichstraße 5.“

Umschau.

* Schüler und Lehrlingsherbergen des Westerwaldklubs. Gerade mitten in der besten Wanderzeit brach im Sommer 1914 der Krieg aus. Die Schüler- und Lehrlingsherbergen wurden, wie alles, stark vom Weltkrieg beeinflusst, indem die Zahl der Übernachtungen bedeutend zurückging. Die 11 Herbergen hatten zusammen, wie der „Schauinsland“ meldet, 316 Übernachtungen zu verzeichnen. Die höchsten Zahlen konnten melden: Dillenburg mit 49, Hachenburg mit 47 und Holzappel mit 40 Übernachtungen. In 1915 bleiben die Herbergen geschlossen.

„Wirkommen in der Bergstadt“ heißt ein reizend illustriertes Werbeheft, das der Bergstadtverlag Braşian 1, Schußbrücke 84, kostenlos an Interessenten versendet. Paul Keller, der Herausgeber der „Bergstadt“ spricht darin darüber, „Wie die Freude, der Humor und die Gemütlichkeit im Kriege nicht gestorben sind“. Ausschnitte aus weit über hundert Briefen von „Bergstädtlern“, die an ihren „Bergmeister“ schrieben, Briefe aus allen Gesellschaftskreisen, aus allen deutschen Gauen und aus dem Felde, von den Tiroleserschützen hoch in den Alpen bis zu unseren Kämpfern in Ausland geben Kunde von dem herrlichen Verhältnis, das sich zwischen der Leserschaft und der Schriftleitung der „Bergstadt“ herausgebildet hat. Walter Rober hat das Heft reizend illustriert.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.